

[Nachdruck verboten].

Herbstnebel.

Von A. Per.

Er sah die gelben Blätter an, welche zwischen dem Grün der Bäume hervorleuchteten und es fiel ihm ein, daß es Herbst ist. Ueber dem Fluß wallte der Nebel und nur in undeutlichen Umrisse erkannte er die Schiffe, welche vor Anker lagen.

Er wandte den Kopf und ließ die Blicke prüfend im Zimmer umhergleiten, aber seine Augen fanden nichts, was sein Wohlgefallen erregte. Eine mahlrierte Sünde, wie es viele gibt, mit einem verblühten roten Sopha, einigen Stühlen, einem Tisch mit einer Decke, welche Spuren jahrelangen Gebrauchs aufwies, an den Wänden ein paar Bilder in grellen Farben, alles so still und unbefriedigend nüchtern! Nirgends eine Erinnerung an Vergangenes, das mit seinem eigenen Leben verknüpft war.

Nebel, nichts als Nebel, die ganze Zukunft grauer Nebel. Er kniete am Boden nieder und schloß sich an seinen Koffer anzupacken, denn heute erbt er — ein Offizier a. D. — hier eingezogen. Unter anderen Dingen geriet ihm ein Kochbuch in die Hände; seine Mutter hatte es ihm geschenkt, wie er eben Lieutenant geworden war, noch lag das Belegchen bei „Rührei“ zwischen den Seiten. „O wie glücklich bin ich damals gewesen, die ganze Welt vor mich und keine Schwereigkeit schien mir unüberwindlich!“

Und wie er jetzt im Koffer weiter flüsternde bemerkte er ein vergilbtes Heftgebändel. Er entfaltete es und las: „Meine Verlobung mit Fräulein Louise von Hofen befreit ich mich hiermit ganz ergebenst anzugeben. Emil Wohlhausen, Hauptmann im 8. Regiment.“ Diese Zeilen waren es gewesen, die einst sein Leben verknüpft hatten. Die ganze Vergangenheit erwachte in seiner Seele, zerstreute sich zu Bildern zusammen, welche die Geschichte seines Dahins Wanderns illustrierten. Deutlich sah er ihr schönes Profil, er hätte es zeichnen können und fuhr mit dem Finger in der Luft herum; in Gedanken hielt er sie im Arm und säuberte mit ihr im Tanz einher, süße, hübschende Walzerweise drangen an sein Ohr und sie lächelte ihn holdselig an. Können Frauen so lächeln und dabei nichts im Herzen fühlen? Hätte er es ahnen können, daß sie ihn nicht liebte, daß hinter diesen blauen Augen, die ihm wahr erschienen wie der Himmel, sich nur ein vieldeutiges Nichts verbarg?

Er bemerkte es wohl, daß ein anderer ihr Aufmerksamkeiten erwiderte, aber ihm lächelte sie nie und deshalb glaubte er...

Mein Gott, wie kurzfristig wir Männer immer sind! Er wollte sich erklären, morgen, zwischen ihm und der Erfüllung seiner Absicht lag bloß noch eine einzige Nacht. Wie schnell sie vorübergeht, eine Nacht! Er wachte zuweilen auf und sah nach der Uhr, die Zeit schritt vorwärts und eilte dem Tag entgegen.

Es hieß nicht mehr morgen, es hieß heute. Man brachte ihm eine Depesche, welche ihm die Erkrankung seiner Mutter meldete. Er mußte abbrechen, aber das Glück würde ihm nicht entfliehen, es war nur eine aufgehobene Hoffnung.

Er blieb mehrere Wochen an das Krankenbett seiner Mutter gefesselt und an einem schönen Tage — er wußte es noch so genau, die Rosen dufteten, er liebte, er hoffte — da kam die Zeitung und in derselben stand ihre Verlobung mit einem anderen jenem anderen.

Warum lächeln die Frauen, wenn sie nicht lieben? Warum lächeln sie so süß, so bescheiden, so bezaubernd, warum spricht aus den Augen eine Welt voll Liebe?

„Ah!“ er seufzte tief auf. Er hatte dann den Alkohol genommen, das Leben war ihm verleidet, er suchte Zerstreuung in Reisen, die ihn in ferne Welttheile führten, er sah viele schöne Frauen, lachte und scherzte mit ihnen, aber von Herzen liebte er keine mehr. Nach langen Jahren führte ihn die Sehnacht in die Heimat zurück. Und nun war er da in einer großen Stadt, einsam, verlassen; er fühlte, daß er für die anderen ein Fremder geworden sei; heimlich nachts rauchte der Stomach des Lebens an ihm vorüber, während er abwärts sich hinabschob.

Er griff nach seinem Hut; er mußte ins Freie und Luft schöpfen.

Wie er in den Park hinausstrat, öffnete sich die gegenüberliegende Thüre und auf der Schwelle erschien eine Dame. Täuschlich ihn seine Augen, sah er eine Gata Morgana, war sie es wirklich?

„Fräulein von Hofen“, flammelte er verwirrt, denn in diesem Augenblick hatte er ganz vergessen, daß sie die Frau eines anderen war und bestenfalls fähige. Eine dunkle Röhre verbreitete sich über ihrem Gesichte, die Lippen öffneten sich und ein Ruf der Verwunderung drang hervor.

„Sie sieht doch noch sehr jung aus“, dachte er. Sie blieb jäharr stehen, dann reichte sie ihm die Hand. „Ich freue mich, Sie wiederzusehen, wollen Sie viellecht...“ Sie hielt time und legte unentwöhnt die Finger auf die Thürschwelle.

„Wenn ich Ihnen meine Aufmerksamkeit machen darf?“ sagte er, und dann standen sie plötzlich in ihrem Wohnzimmer. Es wehte ihn ganz heimlich an, er sah Blumen und rezhende Nippsachen, dieser ganze Raum enthielt zahlreiche Erinnerungen an Vergangenes, freilich hätte er gern gewußt, ob diese Vergangenheit ihr Glück gebracht? Seine Blicke fielen auf Wohlhausens Bild, das über dem Sopha hing, er sah hart und streng aus, und wie er nun in ihren Zügen lesen wollte und ihre Augen sich trafen, da leuchtete aus ihren Augen eine tiefe Wehmuth hervor, und er las in denselben eine traurige Geschichte.

Fast hätte er sie mit ihrem Vornamen genannt, ein unendliches Mitleid, eine unendliche Theilnahme erfüllten sein Herz.

Der Eingang zum Nebenzimmer war mit einem braunen Vorhang verhüllt, gewiß barg sich hinter demselben Wohlhausens Heiligthum, jeden Augenblick konnte er erscheinen und jedenfalls neigte er zur Eifersucht.

Schlen es doch dem Eindringling, als richteten die Augen des Bildes sich mit einem Ausdruck des Hasses auf ihn. „Gestern war mein Geburtstag“, sagte sie. Und dann schritt sie gelächelt nach einem Schrank und holte Wein, Gläser und Kuchen hervor. „Nicht wahr, Sie machen mir die Freude und trinken ein Glas Wein?“ und sie sah ihn so holdselig an wie damals, die blauen Augen leuchteten, sie waren noch immer schön, nur so unendlich traurig, es sprach Nummer aus denselben.

Er nickte mit dem Kopfe und nahm Anlauf, um zu sagen: Ihr Herr Gemahl — aber die Worte blieben ihm in der Kehle stecken. Er ist krank, daß sie so traurig ist, und er ballte die Faust und ließ sie schwer auf den Tisch fallen.

Sie sah ihn verwundert an und reichte ihm Kuchen. „Nebel, Nebel, ganz grau wallte es vor dem Fenster. Er hätte gern nach ihren Andern gefragt, aber er wußte nicht, ob sie welche habe; er sah keine Bilder, keine Spielsachen, keine Schußbüchse, nichts, was auf die Anwesenheit von solchen schließen ließ. Vielleicht hatte sie Schöne, die im Kadettenkorps erzogen wurden.

Sein Glas war vollgesehnt, sie hob das Ihre, neigte ihm das Gesicht etwas zu und ließ die Kelche zusammenklängen.

„Ihr Wohl!“ Ihre Stimme zitterte. „Auf gute Nachbarschaft; ich wohne nebenan, und bin heute eingezogen.“

„Ah!“ Sie erschrocken ordentlich und setzte das Glas so heftig auf den Tisch, daß der Wein überlief. Seine Blicke wanderten wieder zu Wohlhausens Bild.

Sie bemerkte es und sagte: „Es ist nicht sehr ähnlich.“

„Doch, es ist sehr ähnlich!“ versetzte er mit Heftigkeit. „So hart, streng und herzlich hatte er immer ausgesehen. Wie ist es Ihnen die Zeit über ergangen?“ fragte er.

„Damals, als wir uns zum letztenmal sahen, küßten die Rosen und jetzt — sie schwebte und starzte in den Nebel hinaus.“

„Es liegt viel zwischen dem Einst und Jetzt.“ Fast hätte er hinzugefügt: Mein Glück und das Deine.

„Sie reifen damals so plötzlich ab und kamen nicht wieder.“ wie sie.

„Meine Mutter erkrankte.“ „Ihre Mutter! Ich wußte nicht, daß es der Grund war.“ und dann wandte sie sich hart ab, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte. Einige Sekunden später bat sie: „Erzählen Sie mir doch von Ihren Reisen.“ und sie hielt die Ader gelenkt. Er entsprach dem Wunsch, er schilderte seine Erlebnisse in fernem Ländern, seine Abenteuer, seine Eindrücke, er malte alles Schöne, das er gesehen hatte, mit lebhaften Farben aus und zum Schluß seufzte er: „Es geht doch nichts über die Heimath! Eine heisse Sehnsucht führte mich zurück, aber ich bin zur Ueberzeugung gekommen, daß ich auch hier daß bin, was ich in Zukunft immer sein werde: Einsam und verlassen!“

Sein Seufzer fand ein Echo. „Es geht Ihnen wie mit. Dit muß ich weinen, daß ich kein liebes Gesicht um

nich sehe, daß sich niemand in meiner Nähe befindet, den mich versteht, niemand dem ich mein Herz ausschütten kann, niemand, der mich tröstet, wenn ich traurig bin. Ich kenne viele gute Menschen, sie kommen und gehen und sind freundlich und wohlwollend, aber im innersten Wesen bleibt man sich fremd, und jeder leidet für sich.

„Und Ihr Herr Gemahl?“ rief er hervor. Sie wurde roth, lehnte im Stuhl zurück und schloß Sekunden die Augen.

Er betrachtete sie und bemerkte einzelne weiße Haare die wie silberne Streifen aus dem goldenen blond hervorstichtmerten.

„Ich bin nie verheirathet gewesen.“ sagte sie leise, „mein Bräutigam starb wenige Tage vor der Hochzeit infolge eines Sturzes mit dem Pferde.“

„Wie!“ rief er aus. „Einsam und allein lebten Sie hier, ich dort, während wir glücklich hätten sein können!“ Er rückte den Stuhl zu ihr heran und ergiff ihre Hand. „Wolle! Ich habe Dich immer geliebt!“

„In ihren Augen standen Thränen und sie flüsterte: „Wir sind nicht mehr jung!“ Sie trauerte um den Frühling, der vorüber war.

„Unere Herzen sind noch jung.“ versetzte er mit welcher Stimme. Und dann legte er seine Hand auf ihr Haar und sagte: „weine doch nicht; ich liebe Dich von ganzem Herzen und ich will Dich auf den Händen tragen, daß Du keinen Augenblick in Deinem Leben mehr traurig bist.“

„Ich möchte Ihnen etwas sagen, aber Sie dürfen mich nicht ansehen.“

Er wandte den Kopf und blickte in den Nebel hinaus, aber wieder schen ihm nicht mehr so unüberwindlich, denn er vermeinte hinter dem grauen Schleier das Verhüten der Sonne zu erblicken.

„Ich bin Dir immer gut gewesen.“ sagte sie. Bei diesen Worten drehte er sich blüßschnel um, aber er konnte ihre Augen nicht sehen, denn sie hielt sie auf ein Köstchen mit Afters gerichtet, welches vor ihr stand.

„Wie Du nun damals so plötzlich abreißtest und nicht wiederkamst, ohne daß ich den wahren Grund ahnte, dachte ich, daß ich Dir gleichgültig sei. Von Anfang an hatten die Eltern die Bewerbungen des andern begünstigt und beschürmten mich, ihn zu erböden.“ Sie seufzte. „In allen diesen langen Jahren habe ich stets an Dich gedacht.“ und sie brühte ihr Gesicht in die Afters hinein.

„Meine Louise! Mein Verlobung!“ Der Nebel zerrh, das Licht flutete durch das Fenster herein, goldene Strahlen zitterten auf dem Fußboden, schienen in ihr Gesicht und warfen einen glänzenden Schimmer über dasselbe.

Sie schlug die Augen zu ihm auf und in ihnen spiegelte sich ihre Seele wieder, eine Fülle von Liebe und Hingebung.

„Aus Deinen Augen strahlt der Frühling!“ rief er aus und schloß sie in seine Arme. „Geschwunden sind die Nebel, wohl ist es Herbst um uns, aber ein sonnariger, Glück verheißender, gelegener Herbst!“

Brauchen die Juden zu rituellen Zwecken Blut?

Im „Schwab. Merkur“ wird von einem „starken, fast ungläubigen Südd. Judenhege“ der „Kreuzzeitung“ berichtet, indem sie den Verdacht für berechtigt hält, „daß Jemand zu jüdisch-rituellen Zwecken die Ermordung eines deutschen Christenkindes verübt hat“, „ebenso wie sie noch heute die Verübung eines rituellen Mordes auf Korfu im vorigen Jahre als bewiesen erachtet“. Diese höchst beklagenswerthen Verleumdungen einer Religionsgenossenschaft durch ein in conversationen kreiseln viel gelesenes Blatt werden es rechtfertigen, wenn die Leser d. Bl. über diese alten Aberglauben, der, so unangeuerlich er ist, nicht aus der Welt schwinden zu wollen scheint, durch nachstehende Zeilen aufgeklärt werden sollen über das Märchen, als ob die Juden zur Bereitung der Passahbrote Menschenblut verwenden. Schon unzählige Male ist es auch von christlichen Gelehrten und Geistesreichen widerlegt worden, aber die Thatfache, daß dergleichen noch immer geglaubt wird, daß dieser Glaube immer noch wie ein verheerendes Unglück umhergeht, macht es interessant, der Entleerung dieses Wahnes nachzugehen.

Wann ist dieses Wahnmärchen entstanden? Niemand weiß es genau. Der erste Kreuzzug noch hat unendlich viel Elend unter den Juden anrichtet, ganze jüdische Gemeinden vernichtet und Taufende grauam tödten können, ohne diese Schauerfabel zu kennen. Erst etwa in den Jahren 1170 bis 1180 spult es allenthalben von diesem Wahne, und Unzählige fielen ihm zum Opfer. Dagegen zeugen die Mittheilungen der verschiedenen Kirchengerichte dafür, daß schon im 2. Jahrhundert n. Chr., als das junge Christenthum weltverderbend unter die Heiden getreten war, diese den Christen zur Last legten, daß sie Menschenblut zu ihrem Cultus verwendeten. Und nicht



Einzelne Bekenner des Christenthums, sondern Jole Religion als solche, die Gesamtheit der Christen wurde angeklagt, deren Bekennungen man nicht etwa von Einzelnen be- zogene Freiheiten, sondern durch Folterqualen er- presste Geständnisse entgegenhält, um dem wilden Laubens- hope und dem grausamen Mitterlegen der Seelen des Rechtes zu geben. Die Christen hielten beim Genusse des Weines die Worte: Hoc est sanguis domini mei Jesu Christi. (Dies ist das Blut meines Herrn Jesus Christus.) Sankter hatten das mißverstanden und ver- breiteten die Kunde, die Christen tranken bei ihrem Liebes- mahls das Blut von Heiden. Man sagt, sagt der Kirchen- vater Tertullian, daß wir für das Sakrament des Kinder- mords sehr rucklos seien. Aber ihr sorg nicht dafür, das, was man so lange von uns sagt, zu erschrecken. Daher ergründet es, wenn ihr es glaubt, oder glaubt es nicht, wenn ihr es nicht erforscht habt. Worte, die heute auch die Juden an die Kreuzzeitung richten können. Einer der gerechtesten alten Kirchenväter berichtet, daß die Heiden in dem Glauben waren, die Christen feierten jede neue Auf- nahme in ihre Religion dadurch, daß ein Knabe getödtet, dessen Blut verpührt und von den Edelsten und Vor- nehmsten der Versammlung getrunken würde. Er ist da- rüber empört, aber vergebens, die Heiden wollen sich nicht überzeugen lassen. Justinus hat diesem Gegenstande auch ein Kapitel gewidmet und sagt u. A.: Als sie einige von uns wegen jener und angebotenen Verbrechen umbringen wollten, haben sie die Sklaven der Unrigen, Knaben und Weiber zur Folter geschleppt und sie durch fürchterliche Qualen gezwungen, jene unerhörten Schandthaten zu be- kennen. Bischof Eusebius von Caesarea (4. Jahrh.) erzählt in seiner Kirchengeschichte aus dem Jahre 178: Von zwei griechischen Gemeinden in Gallien kommen Berichte an die Bischofe des Orients, in welchen die gallischen Katholiken die Qualen, die sie erduldet haben, schilderten. In einem dieser Berichte heißt es: „Es wurden aber auch einige heidnische Sklaven der Unrigen ergriffen, weil der Statt- halter befohlen hatte, uns sämtlich aufzuführen. Diese brachten auf Einflistern des Statthalter, von Furcht vor der Marter ergriffen, gegen uns die Klage von den thephaischen Mächtern und öpypodischen Vermählungen und noch andere Dinge vor, die wir weder sagen noch denken, ja, wozu wir nicht einmal glauben dürfen, daß sie berechtigen irgendwo unter Menschen stattgefunden haben. Als die Kunde davon sich verbreitete, wurden alle von einer hysterischen Wuth gegen uns ergriffen. Nur eine Frau widerstand ihre trüßliche Anklage und sagte: „Wie sollten diese Leute Kinder essen, welche nicht einmal das Blut verunreinigter Thiere genießen dürfen?“ Diese An- klagen unter denen die christlichen Märtyrer so Vieles zu leiden hatten, wurden im 12. Jahrh. zuerst gegen die Juden geschleudert, und unglückselig fielen ihnen zum Opfer, trotzdem schon bald nach dem Aufkommen der Fabel die Päpste dagegen erklerten. Papst Innozenz verurtheilte 1247 entschieden den Wahn: Wir haben die traurigen Klagen der Juden Deutschlands erhalten, daß einzelne Fürsten, Bischöfe, Städte und Bezirke befehrt sind, zu der Juden- Ausplünderung und Consecrirung ihres Vermögens einen Vorwand zu suchen, daher gegen sie allerlei Klagen schmieden und falsche Anklagen erheben, ohne zu bedenken, daß die Beweise des christlichen Glaubens aus ihren Archiven hervorgegangen sind. „Während die heilige Schrift unter den anderen Geboten des Gesetzes „Tödt nicht!“, er- wähnt, betreffs des Mordes das Passahfestes aber auch die Beschneidung eines jeden Zeichnams verbietet, beschuldigen sie die Juden, daß sie gerade zum Osterfest das Gegen- theil gelehrt. Manchmal werfen sie einen zufällig ange- worfenen Zeichnam unter die Juden und wüßten dann gegen sie auf Grund solcher und ähnlicher sittenhafter Erfindungen, ohne irgendwelche Anklage, entgegen den vom apostolischen Stuhle ihnen gütigst bewilligten Privilegien, wider Gott und Gerechtigkeit u. i. i.“ Auch Luther erkerte gegen diese Verfolgungswuth (1523): „Wir be- gehen mit Eigenthümlichkeiten um, geben ihnen Schuld, sie müssen Christenblut haben und was des Harenwerts mehr ist. Sie haben bisher also mit den Juden gefasert, daß, wer ein guter Christ wäre gewesen, hätte wohl mocht ein Jude werden.“ Von den Urtheilen katholischer Kirchenfürsten ist besonders ein Gutachten Lorenzo Gang- anelli (als Pabst Clemens 14. 1769—1774), welcher im Jahre 1759 gütlich über diese Frage sich zu äußern hatte, von großer Bedeutung. Dazu kommt noch die Thatsache, daß eine große Anzahl von Juden, welche die jüdische Religion verlassen haben und in die Kirche ein- getreten sind, trotzdem sie heilige Gegner ihrer früheren Glaubensgenossen wurden, diese doch gegen den schweren Vorwurf des rituellen Mordes in Schutz nehmen mußten. So schreibt der als sanftmüthiger Judenfeind berühmte Pflasterform in seinem speculum adorationis judica ad Christum (Münch. 1807): „Ich möchte ein verbreitetes, aber nichtiges Geröde gegen die Juden wiederlegen, damit wir Christen nicht deshalb lächerlich werden. Man sagt ge- meinlich unter den Christen, daß die Juden Christenblut als Heilmittel zu brauchen nöthig hätten und des- halb Christenblut tröbeten. Liebe Christen! Glaub das nicht! Es widerspricht der hl. Schrift und dem Gesetze der Natur und Vernunft.“ Im Jahre 1840, als die Ermordung des Pater Thomas in Damaskus den Juden als rituelle Mord zugeschoben wurde, legte ein Convertit aus dem Judenthume, der hochgeachtete fromme Domprediger Dr. Emanuel Weiß in Wien, auf der Kanzel mit dem Kreuzfing in der Hand einen heiligen Eidswur ab, daß die Anklage, die man wegen Blutge- nusses gegen die Juden erhebe, falsch und ungerecht sei. Dieser Erklärung Dr. Weiß hat sich Prof. Moskitor in „Neder die Tradition im alten Bunde und ihre Verlegung

zum neuen Bunde“ unter Anrufung des allerhöchsten nach seinem Wissen und seiner Ueberzeugung angegeschlossen und bekundet, daß er niemals muthlich oder schriftlich oder auf irgend einem andern Wege von den Juden irgend et- was vernommen habe, was der Beschuldigung, als be- zeugten sie sich des Menschenblutes zu irgend einem reli- giösen ceremoniellen Gebrauche, auch nur zum entferntesten Vorwande, weil weniger zur Berechtigung dienen könnte, daß ihm vielmehr bewußt sei, wie den Juden jeder Blut- genuss überhaupt strengstens durch ihr Gesetz unterlag werde, und wie besonders der Satz der magna (Nier- lichen) durch solche Verhütung ausüßren würde, geleglich gesetzbar zu sein. Im Jahre 1852, als das spurlose Verschwinden des Reichthums der ermordeten Eiferer Sol- moski in Ungarn Veranlassung gab, die alte Anlage der Blutbeschuldigung gegen die Juden wieder zu erheben, haben zwei Universitäten und achtzehn christliche Gelehrte, darunter auch der jetzige Fürstbischöf Dr. Kopp in Bres- lau, damals in Fulda, Gutachten und Erklärungen gegen diese falsche Anklage erlassen. Besonders hatte der 1890 verlorbene Kirchenrath Prof. Dr. Franz Dellisch, eine Autorität auf talumbühnen Gebiete, die Anschuldigungen des Prof. Köhling in Prag widerlegt. Auch Dr. Reife, Prof. der semitischen Sprachen in Tübingen, wandte sich gegen diese Blutmärchen. Schon ditzes haben Israelliten, wenn dieses Märchen wieder auftrat, hohe Preise für den ausgelegt, der in der gesammten 2000jährigen jüdischen Literatur auch nur den bloßen Schimmer eines rituellen Mordes aufstunde, aber nie war es eher im Stande, und trotzdem wird immerfort verleumdet. Den unüberlegbar- sten Beweis für die Unschuld der Juden gab Dr. Stracl, der streng orthodoxe und konervative Professor der protestantischen Theologie an der Berliner Universität, in seiner kürzlich erschienenen Schrift „Der Blutbegräube bei Christen und Juden“ (München, 1891). Dr. Stracl ist bekanntlich einer der bedeutendsten christlichen Gelehrten auch auf talumbühnen Gebiete und hat schon verschiedene talumbühnen Tractate überlegt. Die auf gründlichem Studium beruhende Schrift beleuchtet die Bedeutung des Blutes bei den alten Völkern und in Mittelalter und be- handelt soeben den Blutzug nach jüdischer Religions- lehre. Die hl. Schrift verbietet (3. Moses 17, 10—14. 7, 26 ff., 3, 17, 19, 26. 5. Moses 12, 16, 23. Sam. 14, 32—34. Apokalypse 15, 29) den Genuss jedes Blutes, und der Ritualcodex geht noch weiter. Gemisse Andern dürfen wegen des in ihnen enthaltenen Blutes nicht genießen, ein Ei mit einem Blutstropfen darf nicht benützt, alles Fleisch muß wegen des Blutes eingelasen und eingeweigert, die hitzige Leber gebrochen werden. Jedes Getreide menschlichen Blutes ist religionsgesetzlich unbedingt unterlag. Wohl haben Juden gar oft, wie sie selbst melden, zu ruff Dr. Stracl aus, Kinder geschlachtet, aber ihre eigenen, um sie vor der Taufe zu hüten. Der hochgelehrte u. parteilose Verfasser beantwortet die Frage: „Ist die Anwendung von Christenblut für irgend einen rituellen Zweck der jüdischen Religion erforderlich oder gestattet?“ mit „Nein“ und führt noch folgende Gründe für die Verneinung der Frage an: 1) Wenn der Gebrauch von Christenblut zu diesem Zwecke geübt, ja auch nur ge- stattet wäre, so müßten in der an Umfang geradezu un- geheuer und auf alle Einzelheiten des gottesdienstlichen wie des häuslichen Lebens eingehende halachischen Literatur der Juden darauf begründete Stellen nachzuweisen sein. Allein weder der Eifer der Kundigen unter den Pole- miquen christlichen Gelehrten, noch der durch den Haß ge- schärfte Blick berjengen Propheten, welche ihre Anhäng- licheit an die neue Religion durch sanftliche Judenfeind- licheit erweisen wollten, hat aus allen jenen Schriften ir- gend etwas anzuführen vermocht, was im mindesten nicht zu erwarten, daß solche Stellen etwa in Handschriften des Talmuds oder der anderen alten jüdischen Literaturpro- ducte noch werden gefunden werden. Diejenigen Profe- soren, welche die in Rede stehende Beschuldigung gegen das Judentum ausgesprochen haben, find durchweg eben- so harte wie unwillige Judenfeinde gewesen, auf deren An- klage, da keine Beweise bingeliefert sind, kein Gewicht zu legen ist. 2) Allgemein anerkannt ist, daß diejenigen Juden, welche überhaupt an ihrem Religionsgesetze fest- halten bereit sind eher ihr Leben zu lassen, als diesem Gesetze untreu zu werden. Wenn es nun irgend eine Sotzung gäbe, welche die Benutzung von Christenblut gebietet, so würde solches Blut alljährlich erforderlich sein, also auch bezogen werden; dann aber müßte, zu- mal aus der Zeit der letzten hundert Jahre, mindestens in den reichstheuren Europas, in deren Mitte die Juden zerstreut leben, eine erhebliche Anzahl von Fällen in zweifellos Welt nachgewiesen sein. An solchen Nach- weisen fehlt es jedoch durchaus. Ferner müßte die Be- schuldigung des rituellen Blutgenusses irgendwo ausge- sprochen sein; auch müßte sie in allen Sprachbüchern seit Entstehung der christlichen Religion sich nachweisen lassen. Aber weder ein Universal noch ein Zu-Allen-Zeiten hat statt. Mögen Alle, die infolge der Hysterien durch an- stößliche Zeitungen das Blutmärchen für begründet hielten, diese gründliche und glänzende Apologie des be- deutenden Forschers lesen und nicht einseitig die verlem- denden Verdächtigungen der Judenfeinde glauben, damit dieser gräßliche Aberglaube verbannt werde und aufhöre, ferner Hunderte von Opfern zu fordern.

### Arizona Rider und Verwandtes.

Zahlreiche Leser haben sich schon oft an der Kraft- sprache des berühmten „Arizona Rider“ ergötzt. Wahr- haft erhaben, komisch erhaben ist die Sprache, in welcher sich der „Rider“ gegen die Großen und Mächtigen dieser

Erde wendet. Den Präsidenten der Vereinigten Staaten nennt er ein „bedeutendes Raubthier“. Diese Zeitung nun, die eine so entschlossene Sprache führt, hat nur ein einziges Geheimniß — sie existirt nicht. Der „Arizona Rider“, der sich seit eines Weltkreises ereut, dessen Ausfassungen allmählich wie das Erschmei- nener regelmäßigen Zeitung von Tausenden mit Spannung erwartet werden, ist nichts als ein Hingelphint, die Er- findung eines der bedeutendsten amerikanischen Humoristen der Gegenwart, des Herrn Charles B. Lewis, mit seinem non do guerno „R. D. Q. A. D.“, eines wahren Schö- ners der humoristischen Tagesliteratur. Lewis hat seine eigene Schöpfung um sich angebaunt. Neben dem „Arizona Rider“ erford er den „Cotton Blossom Club“, eine Ge- sellschaft von Regnern, deren Verhandlungen stets einen wahrhaft zweifelloschütternden Verlauf nehmen, „Mr. and Mrs. Bowler“, ein Muttercheppar, nebst einigen kleineren Sachen. Früher als Redakteur bei der wegen ihres Humors weitberühmten „Detroit Free Press“, in Detroit (Michigan) angeestellt, erhielt er einen Ruf an die New Yorker „World“ und siedelte im verfloßenen Jahre mit seiner ganzen Menagerie von Hinterwäldlern, Regnern und Raubjungen nach New York über. Ein Gegenstück des „Arizona Rider“ ist, oder vielmehr war der „New-Rome-Advertiser“. Dieses Blatt existirt, war kein Strageplumpst, mehr als 60,000 Menschen in allen Staaten der Union erhielten es allmählich zugelaunt — und doch verberg auch der „Advertiser“ ein Geheimniß, welches demjenigen des „Rider“ sehr verwandt ist. Wer die während eines ganzen Jahres gratis verandte Zeitung mit Aufmerk- samkeit las, verfolgte eines jener Wunder des modernen America, nämlich das labelhaft rasche Emporklimmen einer neuen Stadt, die der Kategorie der sogenannten „Aufspron- Cités“, d. i. „Blitzstädte“ angehört, die in der That an den Essenbachstreden des Westens wie Pilze aus dem Boden aufsprangen. Wo heute noch bunte Prariegräser dem Sonnenlichte träumen, stampfen nach vierzehn Tagen schon gemaltete Maschinen im Strahle des elektrischen Lichtes. Die erste Nummer des „New-Rome-Advertiser“, ohne Abkommen, zeigte in seinem Inhalte das Bild der neu- gegründeten Stadt New-Rome — der Redakteur, der Postmeister, zwei Mühlensetzer, zwanzig Handwerker- familien, das ist die ganze Gesellschaft. Aber schon aus der zehnten Nummer konnte man einen reißigen Auf- schwung der Stadt herauslesen, mehrere Tausend Familien hatten sich in dem reichen District niedergelassen, das Bau- gewerbe blühte und die Zeitung zählte 1500 Abonnenten. Und dann fanden Grund und Boden in New-Rome reißenden Abfall, die Anstiedler drängten einander, so daß die Stadt nach Jahresfrist auf 50,000 Einwohner angewachsen war. Dies alles konnte man aus der Zeitung, die ihr Format bedeutend vergrößert hatte, herauslesen — und zwar mit großem Vergnügen, denn alle Mitarbeiter de- mütigten sich, insofern in der Politik wie in Politikberecht und in den Bürgergesellschaften dem Humor den ersten Platz einzuräumen. Die noble Gesellschaft von New-Rome war durch den „Advertiser“ im ganzen Lande so bekannt geworden, wie diejenige von Sacha Dell durch den „Arizona Rider“. Troz der scheinbar hohen Bläthe schwebte aber über Stadt und Gesellschaft von New-Rome der Geist der Vernichtung. Dem New Yorker „World“ kam die Zeitung aus dem Westen nicht ganz „geheuer“ vor. Sie sandte deshalb einen Reporter aus, um dem fernem Kollegen einen Besuch abstaten zu lassen. Zunächst war New-Rome in seinem Essenbachstadium zu finden, nur die Postkisten führten einen solchen Ort zwischen Fort Worth und Austin in Texas. Der Re- porter reiste deshalb nach Fort Worth und begab sich von hier, nur von einem Führer begleitet, in die Prarie hinaus — auf die Suche nach der Stadt von 50,000 Einwohnern. Endlich, nach drei Tagen, entdeckte man am Waldesraum ein einjames Blockhaus, welches sich denn auch richtig als die Redaktion, Expedition, Ad- ministraton (und alle anderen — oben) des „New-Rome Advertiser“ erwies als das Postgebäude von New-Rome entpuppte. Redakteur und Postmeister waren ein und dieselbe Person. Allein die Stadt fehlte — von New-Rome existirte noch kein einziger Stein (denn das einlame Blockhaus war aus Baumstämmen aufgeführt). Die ganze City mit ihrer Gesellschaft, ihren Mühlen, Fabri- ken, Schulen, Prariegebäuden, Bahnlinien war eine Er- findung des Zeitungsmannes, der von einer Landge- sellschaft für seine leilame Arbeit besoldet wurde. Das Geheimniß des Unternehmens liegt nämlich sehr nahe. Die genannte Gesellschaft, von dem Verfasser befehlt, ihre Änderungen schnell und gütlich zu verkaufen, gründete eine Stadt — auf dem Papier des „New-Rome Adverti- sers“, ließ sie wachsen und blühen (immer auf dem Pa- pier), um desto leichter Anstiedler, d. h. Käufer ihrer Änderungen heranzuziehen. Der Plan mißglückte, die großen Summen, welche die Zeitungsausgabe verschlang, gingen verloren — und New-Rome soll noch immer er- baut werden.

### Vermischtes.

— Am Stammtisch. „Nein! Herr Registrator! Seitdem Sie sich das Conventions-Vertrauen angeeignet haben, ist es mit Ihrer Stimmung kein nicht mehr zum Ausschalten!“  
— Ein guter Vater. „So Kinder, jetzt trinkt mal mit!“  
„Es ist ja nur mehr drin im Krug, Vater!“ — „Da hört sich Alles an! Jetzt muß ich mir Euretwegen a neue Maß be- stellen!“  
— Gefährliche auf den Maschinen. Ein: „Kellner! Kreuzboden Element, ist das eine Bierung?“ Zeit: „Wahr- ich schon eine Viertelstunde auf meinen Compagner!“ Zeit: „Sie, Johann, gehen's, wenn Sie später dann Zeit haben, so find Sie zu gut und bringen Sie uns einen heißen Biter.“  
Für die Redaktion verantwortlich: I. B.: R. Nietschmann.